

Verlag Bibliothek der Provinz

Rainer Handl
DER LEGIONÄR VON BONIFACIO
oder
Die Haut des Eisbären ist schwarz

Roman

Rainer Handl
DER LEGIONÄR VON BONIFACIO
oder Die Haut des Eisbären ist schwarz
Roman

herausgegeben von Richard Pils

lektoriert von Axel Ruoff

ISBN 978-3-99028-695-1

© *Verlag* Bibliothek der Provinz

A-3970 WEITRA 02856/3794

www.bibliothekderprovinz.at

Cover: Paul Gith

WIEN
KULTUR 

KULTUR
NIEDERÖSTERREICH 

Bonifacio. Die weiße, nach vorne überhängende Kreideklippe ragt hoch aus dem Meer auf. Nähert man sich ihr von der See, könnte man meinen, einen leeren Felsen vor sich zu haben, einen unbewohnten Nistplatz für Vogelkolonien, nimmt nicht sogleich wahr, dass würfelige weiße Häuser mit schwarzen Fensteröffnungen auf dem Plateau der Klippe eingewurzelt sind, die sich zur Silhouette einer Stadt zusammenschieben, und die Trennlinie zwischen natürlichem Fels und errichteten Mauern verwischt ist, die menschlichen Behausungen aus dem Felsen herauswachsen. Eine felsgraue Insel links und rechts der Kreideklippe, diese quer gebänderte, schmutzig weiße Felswand, über die bei Regen weißliche Fahnen ins Meer waschen. Mancher Seemann, der nach tagelangem Sturm von der Straße von Bonifacio wieder ausgespuckt, noch einmal zurückgegeben, noch einmal am Leben gelassen wurde, war erst erleichtert, eine Küste erreicht zu haben, um nach dieser Erleichterung angesichts des unnahbaren Felsens, der riesigen, vorgelagerten Steinbrocken im Wasser und der hoch geschleuderten Gischt, weiß wie Kreidefelsenschaum, in Verzweiflung und Entsetzen zu fallen, das graublaue, wälzende und brechende Meer im Rücken und den auf das Zerschellen, Bersten und Zersplittern, das Zermalmen von Schiff und Mann lauernden Felsen vor sich. Doch gibt es eine Zuflucht, die anzu-steuern ist, wenn man sich von den gezackten, messerscharfen Felsstücken fernhält, einen Meeresarm wie ein Fjord, der an der Seite der Klippe tief ins Land führt, und in den, breiter erst, sich dann verengend und wieder erweiternd, das Wasser, abgeschirmt vom offenen Meer, einen ruhigen Hafen für Schiffe und Boote bietet. Auf den dort einlaufenden Seemann

schaut die Oberstadt mit der Zitadelle und der Mauer herrisch herunter. Unnahbare, raue, abweisende, verlockende, verheißungsvolle, zum Schicksal gewordene, verfluchte, weiße Stadt.

1.

Die beiden Frauen sind vor der Bäckerei stehen geblieben, bevor sie verschiedene Richtungen einschlagen werden, an der Gabelung ihrer Wege, die sie wie alle Menschen in der kleinen Stadt kreuz und quer durch die Gassen führen, die zusammenlaufen und einander immer wieder überschneiden, die Spur ihres Lebens nachzeichnen und dabei aus dem Gewirr kleiner Gassen und Plätze, Treppen und Höfe, nicht hinausführen.

„Es geht ihr nicht gut“, sagte die eine von ihnen. „In dem Alter ist eben alles eine Mühsal, sage ich immer. Gott sei Dank ist die Familie da, die sich um sie kümmert. Na ja, nicht alle, aber einige doch. Ohne Familie wäre sie schlimm dran.“

„Da hast du recht. Seit meine Mutter tot ist, kümmern sich auch alle Geschwister um unseren Vater. An einem bleibt halt mehr hängen, an den anderen weniger. Je größer die Familie ist, desto leichter –.“

Sie brach ab, als die andere eine Handbewegung machte und mit dem Kopf in Richtung eines Mannes auf der anderen Straßenseite deutete. Er war schlank und groß gewachsen und sein Gesicht hatte eine dunkle, olivfarbene Tönung. Er trug eine Uniformjacke mit Schulterspangen und alte Hosen und nahm von den beiden Frauen keine Notiz. Die beiden sahen ihm nach, wie er mit leichten federnden Schritten über die flachen Treppen den Berg hinanstieg.

„Da ist er wieder, geht wieder seine Runde, jeden Tag, manchmal einmal, an manchen Tagen mehrmals, immer rauf zur Zitadelle und Place Bir-Hakeim mit dem Soldatendenkmal und wieder runter und in den Hafen und zur alten Werft und wieder zurück. Sitzt

einmal vor dem Café, dann am Kai oder auf irgendeiner Mauer. Wie ein Tier im Käfig, immer hin und her, hin und her, ohne Ziel, ohne Sinn.“

„Ich kenne ihn. Jeder kennt ihn. Er spricht kaum mit jemandem, aber er ist immer unterwegs, tagaus, tagein. Und immer in derselben alten Uniformjacke. Die ist wohl das Einzige, was ihm von früher geblieben ist.“

„Ja, sieht so aus. Das Einzige. Keiner spricht mit ihm. Scheint ihn aber nicht zu stören.“

„Manchmal ist er mir unheimlich. Richtig unheimlich. Hast du seine Augen gesehen? Er hat einen unheimlichen Blick.“

„Ich finde ihn nicht unheimlich. Ist halt ein Sonderling. Er ist oft mit dem Jungen von Catherines Schwester Anni zusammen, kennst du den? Sie ziehen oft zusammen durch die Gassen und auf den Berg und schauen von der Klippe aufs Meer.“

„Der Kleine? Heißt der nicht Leon? Würde mich nicht wundern, wenn Anni selber nicht wüsste, wie er heißt, bei ihrer Vergangenheit.“

„Ich muss los, zur Mutter, ihr den Einkauf bringen. Grüß deinen Mann.“

„Grüß deine Familie.“

Der Mann war in der breiten Kehre der Straße, die zur Zitadelle hinaufführte, bei den wilden Rosmarinbüschen stehen geblieben, nahm die Blätter der Sträucher zwischen die Finger und roch daran. Die Wärme der Sonne hing in den feinen Zweigen der Büsche, entwickelte ihren Duft und trieb ihn über die Straße und die niedrige Mauer. In der nächsten Kehre begann die Mauer der Zitadelle, aus Fels unten und aufgesetzten Quadern darüber. Man musste den Kopf in den Nacken legen, um zur Mauerkrone im

dunkelgelben Sonnenlicht vor dem blauen Himmel aufzublicken. Er kam zum Tor und durchschritt es in den fensterlosen viereckigen Torturm, in den die Rollenführungen der Zugbrückenseile links und rechts des Tores hineinragten und trat durch das Tor an der anderen Seite und betrat die Oberstadt, von der Mauer der Zitadelle umschlossen, ein enges Gespinst aus schmalen Gassen mit noch schmaleren Hauseingängen, hinter denen ebenso schmale Treppen, steil wie Leitern, ins geräuschlose Dunkel der Häuser hinaufführten. Es roch nach feuchten Mauern und altem Holz und dem Urin der Hunde in den Gassen. Zwischen den Hauswänden mit den schmiedeeisernen Straßenlaternen hoch oben fing sich das Sonnenlicht nicht, es drang nicht ein, fand keinen Weg durch die Verschneidungen der Fassaden und Dächer, war durch den engen Grundriss der Oberstadt und die aufragenden mürben Mauern über die Dächer verbannt.

Der Mann folgte den Straßen, als bestimmten sie, und nicht er seinen Weg, ließ sich einmal von dieser, einmal von jener anlocken, zum Abbiegen verleiten, unter Mauerbögen durch, die ein Haus auf das andere abstützten, kam zu einem kleinen Platz nahe der Mauer, die die Stadt am Rand der Klippe umfing, damit sie nicht abstürzte, zu kleinen Gärten, durch die Katzen unter Büschen streiften, sich hinsetzten, als sie den Menschen sahen und ihm mit schläfrigen Augen folgten, zu einem weiteren Platz, an dem die Häuser zurückwichen und den Eingang zur Gräberstadt freigaben. Entlang dem Weg aus Steinplatten rund um das grasbewachsene Gräberfeld standen nebeneinander in einer Reihe die Totenhäuser aus hellem Stein, mit scharf eingeschnittenen, schmalen,

rechteckigen Öffnungen hinter Gittertüren zu den Kammern des Schattenreichs. In den schmalen Pforten hing die Finsternis der Totenkammern wie schweres, schwarzsamtenes Tuch. Über den dreieckigen, geschwungenen und gebrochenen Giebeln ragten massive Steinkreuze auf. Das Gelände der aufgelassenen Kaserne, das sich anschloss, war abgesperrt, weit und leer, und grenzte an einen kleinen, kreisrunden, gemauerten Platz mit einer steinernen Bank unter dem Denkmal eines Soldaten mit Fahne und Gewehr. Der Mann blieb unter dem Denkmal stehen und sah auf die Unterstadt, zu der die Straße in Kurven hinunterführte, den fjordartigen Meeresarm, der den Hafen der Stadt bildete, mit den Häusern und Lokalen und Geschäften entlang der Kaimauer und den vertäuten Booten, deren Masten in der Sonne glänzten. Dann nahm er seinen Weg wieder auf, als wäre ihm ein Marschziel aufgetragen, als müsste er einen unverständlichen, geheimnisvollen Auftrag erfüllen, der ihn durch die Gassen führte. Auf einer Bank an der Stützmauer oberhalb der Straße saß ein Mann in der Sonne. Sein weiter Mantel war über die Beine geschlagen. Sein Blick war aus den Augen geglitten, weit in die Ferne und weit in eine andere Zeit, und so stumm wie der Blick eines Menschen, der lange nicht mehr gesprochen hatte und sich an die Stummheit in seinem Leben gewöhnt hatte. Als er den anderen sah, hob er die Hand.

„Salut, Jerome“, sagte er.

„Salut, Albert“, sagte der Mann in der Uniformjacke und blieb stehen. „Wie geht es dir?“

„Mal so, mal so. Warst du oben in der Stadt?“

„Ja. Ein bisschen die Sonne genossen und aufs Meer geschaut.“

„Ja, ja. Ist schön heute. Die Wärme ist gut für mich. Wo gehst du hin?“

„Hinunter. Ich gehe zum Hafen. Vielleicht ist ein Schiff angekommen.“

„Recht hast du. Ich bleibe hier. Tut gut, in der Sonne zu sitzen. Ist gut für einen alten Mann.“

„Mach 's gut Albert. Wir sehen einander wieder.“

Der Mann auf der Bank nickte.

„Natürlich. Wir sehen einander. Wir sehen einander immer wieder, geht gar nicht anders, man trifft sich immer wieder, jeden Tag.“

Jerome ging die Straße von der Oberstadt hinunter, überquerte den Platz vor der Kirche Saint-Erasme, vorbei am Fischerhafen bis zu den Anlegeplätzen im Handelshafen, die für die großen Schiffe und die Fähren reserviert waren und ließ sich auf einem der eisernen Poller an der Kaimauer nieder. Die Liegeplätze waren leer. Es war kein Schiff gekommen.

2.

Ein schwacher Nieselregen trieb wie ein Schleier über den Hafenarm auf die Häuser zu und sprenkelte dunkle Flecken auf die Straße. Der Mann in der alten Uniformjacke trat in das Café am Hafen, in den Geruch von Kaffee und Tabakrauch, und blickte zurück nach draußen.

„Hallo, Catherine. Muss mich kurz unterstellen bei dir“, sagte er.

„Schon recht. Ist gleich vorbei. Möchtest du etwas? Einen Pastis oder einen Kaffee?“

„Das wäre schon gut. Kann ich anschreiben? Bin sehr knapp und die Unterstützung kommt erst in zwei Tagen.“

„Tut mir leid, Tony. Du hast viel offen, du weißt. Und der Chef hat schlechte Laune, wie immer. Besonders, wenn er die Kasse macht.“

„Ist schon in Ordnung. Dann rauche ich nur eine Zigarette, bis der Schauer vorbei ist.“

Die Frau reichte ihm Feuer über die Theke.

„Wie geht es Anni?“, sagte er.

„Mal so, mal so. Manchmal ist es schwierig mit ihr, aber ich bin froh, dass wir die Wohnung zusammen haben. Ist für uns beide billiger, klar. Zwar nicht viel Platz, aber mit der eigenen Schwester geht es schon.“

„Und Leon? Wie geht es ihm?“

„Du kennst ihn ja, immer auf der Straße und unterwegs. Manchmal frage ich mich, wo der Kleine sich so lange herumtreibt. Aber der kann keine Minute ruhig sitzen. Der streunt mit den anderen Jungs den ganzen Tag durch die Stadt. Ich möchte gar nicht wissen, was die alles anstellen.“

„Er ist ein aufgeweckter Junge“, sagte Tony, „um den mache ich mir keine Sorgen. Ein aufgeweckter, kleiner Kerl. Und neugierig und wissbegierig. Hast du schon bemerkt, wie aufmerksam er zuhört, wenn die Erwachsenen reden? Ihm entgeht nichts. Die anderen merken gar nicht, dass er da ist, weil sie ihn übersehen. Aber ich habe das schon beobachtet, wie er mit seinen großen, braunen Augen von einem zum anderen schaut und ihr Gespräch verfolgt. Und ich merke es ja dann, wenn ich mit ihm zusammen bin, was er alles aufgeschnappt hat und wie ihn das beschäftigt und er sich Gedanken macht. Was der alles überlegt und fragt!“

„Ja, das ist wahr. Manchmal ist er direkt anstrengend“, sagte Catherine.

„Weißt du, ich denke, Anni kümmert sich zu wenig um ihn. Leon läuft gerade so einmal mit und ist die meiste Zeit sich selbst überlassen.“

Catherine zündete eine Zigarette an und reichte Tony das Feuerzeug über die Theke.

„Ja, da hast du schon recht“, sagte sie. „Aber du musst meine Schwester auch verstehen, die Arbeit in der Wäscherei den ganzen Tag und die Hausarbeit, und dann taucht auch noch Alain hin und wieder auf.“

Tony nickte.

„Wenn sie den loswerden würde, wäre es kein großer Verlust für sie, nach allem, was du erzählst.“

„Tja. Denke ich auch. Ist aber wohl der letzte Rest vom Traum von einer Familie. Besser irgendeiner als gar keiner. Ich habe ihr meine Meinung zu dem Thema schon hunderte Male gesagt. Aber sie bringt es nicht fertig, ihn endgültig vor die Tür zu setzen. Würde ihr viele blaue Flecken und Tränen ersparen.“

„Ich werde Leon wieder abholen. Er freut sich so, wenn wir einen Tag zusammen verbringen.“

„Ja, tu das. Es tut ihm gut. Er spricht viel von dir. Du bist sein großes Vorbild, über dich lässt er nichts kommen.“

„Gott bewahre“, sagte Tony. „Aber ich habe den kleinen Kerl sehr gern.“

Sie sahen durch die großen Scheiben nach draußen.

„Es hat aufgehört“, sagte Catherine.

„Ich werde gehen. Danke Catherine.“

„Für was denn, Tony. Mach 's gut. Und komm bald wieder vorbei. Ist schön, mit dir zu reden.“

„Ja, es ist auch schön, mit dir zu reden. Etwas anderes als immer nur mit Fernand und Albert am Platz beim Denkmal.“

Er stand auf und wandte sich zur Tür.

„Wir müssten viel mehr Zeit haben, miteinander zu reden, Catherine.“

„Kann kommen, Tony, kann alles kommen. Du weißt, wo du mich findest.“

Er nickte, die Hand an der Tür, drückte sie auf und verschwand in der Straße.

3.

„Sie haben ihn umgebracht“, sagte Fernand. „War ein harmloser, guter Junge, ein vielversprechender junger Mann. Sehr fleißig und bei allen beliebt.“

„Warum denn das?“, sagte Tony.

„War wohl noch der alte Blutrachedenken. Einer aus ihrem Clan ist zu Tode gekommen und man hat den anderen Clan damit in Verbindung gebracht.“

Tony schüttelte den Kopf.

„Für nichts“, sagte er, „für nichts töten die einen Menschen. Das ist doch archaisch. Ich kann mir nicht vorstellen, dass das heute noch vorkommt. Die Blutrache gibt es doch seit hundert Jahren nicht mehr.“

„Ja, sie kommt kaum mehr vor. Aber sie ist nie ganz ausgestorben. Früher gab es eine Zeit, da geschahen an die achttausend Morde aus Blutrache im Jahr. Solche Menschen wie Colomba Bartoli gibt es natürlich nicht mehr. Aber ganz verschwunden ist sie nie. Die Abstände sind immer länger geworden, doch der letzte Tod eines Clanmitglieds blieb den Familien

immer im Gedächtnis. Und das Blut der Menschen hier ist schwer und dunkel und rabiat. Die Hitze brennt manchen das Gehirn aus dem Schädel, wenn sie sich in den Bergen in der Macchia herumtreiben, und die Sonne so gleißt, dass sie den Himmel schwarz macht. Dann fliegt im Streit schon schnell einmal ein Messer, kracht ein Schuss in der Stille des Nachmittags, so dass alle Vögel auffliegen. Es war ein ewiger Kreislauf, ein Mord zog den nächsten nach sich, und immer so weiter. Wer seinen Clan rächte, wusste, dass er damit sein Todesurteil unterzeichnete oder das, eines nahen Verwandten. Der eiserne Ring der Ehre lässt sich nicht so leicht zerbrechen. Nicht hier, nicht auf dieser Insel. Der Tod gehört zum Leben, er ist nicht nur eine Selbstverständlichkeit, mit der sich die Menschen abfinden, sondern sie lieben den Tod, sie zelebrieren ihn. Kein Mensch hätte früher hier etwas gestohlen. Das war undenkbar. Und unehrenhaft. Aber aus gerechtem Grund den Kolben des Jagdgewehrs an die Wange legen, das war ganz normal.“

Fernand zog einen langen, schmalen, in Zeitungspapier gewickelten Zylinder aus der Tasche und stellte ihn auf die Mauer. Er fischte ein Stück Weißbrot und einen halben Käse heraus und wickelte aus dem Zeitungspapier eine Flasche mit Rotwein, die zur Hälfte leer war und in deren Hals der Korken wieder hineingeschlagen war. Er reichte Tony die Flasche hinüber, der sie entkorkte, mit der Hand über die Öffnung wischte und einen Schluck nahm.

„Weißt Du, Jerome, diese Insel ist seltsam und die Menschen, die auf ihr leben, sind ebenfalls seltsam. Es sind die freundlichsten Leute, die man sich vorstellen kann. Na gut, ausgenommen gegenüber den Touristen vielleicht. Die gehen ihnen auf die Nerven, da kann

es schon eine barsche Antwort geben. Aber im Großen und Ganzen sind sie freundlich. Untereinander sind sie gesellig und die Gastfreundschaft wird immer noch ganz groß geschrieben. Die Gastfreundschaft ist eine Eigenschaft, unverwüstlich wie ein Granitblock, der sich aus der Vergangenheit bis heute erhalten hat. Auf einen Gegner aus einem verfeindeten Clan schoss man nicht, solange er als Gast im Haus war. Erst wenn er auf die Straße trat, konnte es schon geschehen, dass dann ein Schuss fiel. Das waren die wenigen ehernen Dinge, die für die Menschen zählten: die Blutrache früher, die Gastfreundschaft bis heute, und ihr Stolz. Manche sagen ja, es sei weniger Stolz als Sturheit und ein aufbrausendes, cholerasches Temperament, ein großer Freiheitsdrang. Sie wollten sich nichts von anderen diktieren lassen, wollten nie, dass andere über sie bestimmten und es wurde immer von anderen über sie bestimmt. Daher haben sie sich zurückgezogen. In ihr Inneres und ins Innere der Insel. Dabei hat sie ihr Individualismus oft zu Eigenbrötlern und Einzelgängern gemacht, die keine Autorität anerkannten und keinen Staat und keine Regierung. Das hat ihnen den Ruf als Rebellen eingebracht.“

Fernand zog einen Kamm aus seiner Jackentasche und kämmte mit langsamen, bedächtigen Bewegungen die grauen Haare nach hinten.

„Davon weiß ich nichts, Fernand“, sagte Tony. „Ich bin zwar hier geboren und aufgewachsen, aber ich war praktisch immer weg.“

„Wie kam es denn, dass du zur Legion gegangen bist? Musst mir nicht antworten, alter Junge. Ist nicht Neugier, die mich fragen lässt. Bloß, ich kenne außer dir niemanden, der sein Leben beim Militär verbracht hat.“

„Ich weiß nicht, Fernand. So dumm das klingt, aber ich weiß es heute nicht mehr. Ich hatte keine Ahnung von diesem Leben und ich war sehr jung. Zimmermann wie mein Vater wollte ich nicht werden, das erschien mir zu langweilig. Es taten sich auf einmal viele Möglichkeiten auf, was weiß ich, was ich mir einbildete, Abenteuer, ja, vielleicht auch das. Herumkommen, etwas von der Welt sehen, das Geheimnisvolle hat mich sicher auch gereizt, das die Truppe umgab. Eigentlich war es Zufall. Einfach Zufall, dass ich mich dazu entschloss.“

„Das ganze Leben ist ein Zufall. Eine Abfolge von Zufällen, Jerome. Zu einer Biographie wird es erst im Nachhinein, im Rückblick und für die anderen.“

„Du hast auch nie viel von dir und deinem Leben geredet.“

„Es ist nicht der Rede wert.“

Fernand zog ein Messer aus der Tasche und teilte das Brot und den Käse in kleine Stücke und schob alles auf dem Papier zwischen sich und Tony in die Mitte. Sie aßen und sahen dabei von der Kaimauer auf den schmalen Hafen und auf das Kranponton am gegenüberliegenden Ufer. Es war nicht viel mehr als eine zusammengeschweißte Plattform mit Ringen, Ösen und Pollern, einem kleinen Kabinenaufbau, dessen Fenster zerbrochen waren, mit großen Zahnrädern und Umlenkrollen, langen Hebeln, Stellrädern und Stahlseilen, von denen gerissene Drähte aus den Kardeelen wegstanden. Alles war mit einer grünen Farbe gestrichen gewesen, die sich jetzt im Rost auflöste. Schicht für Schicht, so wie sie Jahr für Jahr überstrichen worden war, löste sie sich wieder, blätterte ab und zerfiel mit dem Eisen. Der Rost rundete alle Kanten und Ecken ab, ließ die Einzelteile sich

ineinander fressen und miteinander verwachsen, so dass man nicht sagen konnte, wo die Schraube in der Mutter oder die Niete in der Platte endete und der andere Teil begann, alles wuchs ineinander, wie ein Organismus, immer mehr ein einziges, ganzes Wesen aus Eisen, Stahl, Draht und Rost. Das Wasser schwappte um den Schwimmkörper, von dem unterhalb der Wasserlinie, in braunen, weichen Bärten die Algen hingen und schwerelos im Wasser trieben.

Es roch nach Abgasen. In der kalten Morgenluft löste sich der aus den hoch liegenden Auspuffrohren der Lastwagen ausgeblasene Dieselschwall nicht auf, lag unsichtbar in dicken, unbeweglichen Schwaden in der Luft und verschloss die Nase. Die Fahrer warteten beieinander und sahen zu den Männern in Zivil nicht herüber. Männer in Zivil gehörten nicht dazu, sie waren wie Zootiere, nichts weiter. Dann erschien ein Mann in Uniform und sagte, sie sollten auf die Lastwagen steigen. Sie warfen ihr Gepäck auf die Ladeflächen mit den Sitzbänken und kletterten hinauf. Sie waren aus verschiedenen Richtungen am Tor der Kaserne zusammengekommen und sprachen nicht miteinander. Einige von ihnen waren mit demselben Bus gekommen und hatten schon auf der Fahrt und beim Aussteigen stumme Blicke gewechselt. Als alle auf den Fahrzeugen saßen, kamen die Fahrer und rollten die Planen hinunter und hakten sie in die Ösen, so dass die Männer in Zivil nicht mehr sehen konnten, wohin die Lastwagen sie über kurvige Straßen fuhren, die Wagen bogen immer wieder ab, hielten, fuhren wieder los und schienen endlos unterwegs zu sein, bis sie anhielten und die Motoren abgestellt, die Planen hochgeschlagen wurden und die Männer auf der Ladefläche ins Licht blinzelten, zwischen zwei

Unterkünften mit Rasenflächen davor, und sie wussten nicht, wo sie waren und in welche Richtung es dorthin zurückging, wo sie die Fahrzeuge bestiegen hatten, die Fahrt fehlte in ihrer Wahrnehmung, es gab keinen Weg zurück, weil sie ganz einfach nicht wussten, wie sie hierher gekommen waren und wo sich das Kasernentor befand. Jetzt waren sie hier, und jede Verbindung zu ihrem vorherigen Leben war gekappt, als sie ihr Gepäck mit den Zivilkleidern abgaben und die Koffer und Taschen mit einem Zettel mit ihren Namen versehen wurden und der Heimatadresse oder der Adresse, die sie angaben, welche immer es war.

Der Rest war eine Abfolge von Anstellen, Warten, Ausfassen, Ausrüstung in einem hohen Stapel Balancieren, Uniformstücke anprobieren, den Laufzettel in der Hand, bis zum Friseur, der ihre Köpfe kahl schor, und zu irgendeinem Zeitpunkt in diesem Durchlauf wurden sie zu dem, was die Anrede am Ende zusammenfasste: Soldat. Jetzt waren sie ganz und gar in dieser Welt drinnen, von ihr aufgesogen, alle Vergangenheit abgelegt, abgegeben, aufgegeben und hinter sich gelassen, in einer Metamorphose aus Kleinigkeiten und Einzelheiten verwandelt, auch Tony zu dem gemacht, was die Anrede zusammenfasste: Soldat, in die Disziplin, Unterordnung, die Gewalt und Hierarchie eingegliedert, keine unverwechselbaren Individuen mehr, sondern nur mehr: Soldat, auch Tony, ohne Weg zurück, als hätten sie das alte Leben endgültig und unwiederbringlich aufgegeben und ein neues angefangen, das sie nicht kannten, in dem sie Menschen begegneten, die sie einzuordnen versuchten und doch nie mehr widersahen, in dem jeder Versuch, sich in der neuen Situation zurechtzufinden, vom nächsten Befehl über den Haufen geworfen wurde, bis

sie: Soldaten jetzt, auf dem Platz antraten und ein Offizier mit messerscharfen Augen und messerscharfem Haarschnitt, den sie danach lange Zeit nicht wiedersehen sollten, sie mit knappen, heiseren Worten begrüßte und ihnen nun, da sie die Zivilkleidung abgelegt hatten und Höflichkeiten nicht mehr nötig waren, vermittelte, dass sie nichts anderes mehr waren als: Soldaten, und jede Vertraulichkeit absurd wäre.

Nach dieser Verwandlung, die sie durch die Aufnahme in die Truppe erfuhren, begann für jeden von ihnen, ohne Vergangenheit, alles von Anfang an jetzt und hier, in der Legion, neu. Alles davor war bedeutungslos und für niemanden von Interesse, sie waren bloß eine Gruppe in Reihe ausgerichteter kahlgeschorener Köpfe, in ungewohnter, noch nicht eingetragener Uniform aus der Bekleidungskammer.

Die Worte des Offiziers nahm Tony kaum wahr, es war die Rede von der großen Ehre und der glorreichen Vergangenheit Frankreichs und der Truppe und deren Wichtigkeit und Bedeutung, und dass sie eine Elite seien und sich dafür anstrengen müssten, denn es würde ihnen nichts geschenkt werden, wenn man zu den Besten gehören wollte, müsse man außergewöhnliche Leistungen erbringen und Strapazen auf sich nehmen und beständig lernen. Es dürfte die übliche Begrüßung der neuen Soldaten gewesen sein. Dem Offizier schien die Vergatterung der Männer auf dem Platz schon zu lange gedauert haben, er sprach routiniert und schnell,

Es war wie ein Tor, das sich vor Tony geöffnet und hinter ihm wieder geschlossen hatte, der Beginn einer schicksalhaften Abfolge, die, hätte er sie voraus gesehen oder auch nur voraus geahnt, wahrscheinlich oder doch sicher, nicht in Gang gesetzt hätte, eine Kette

von Geschehnissen, in der eines das andere bedingte, sich eines aus dem anderen ergab, zwangsläufig und unabänderbar bis zu dem Punkt, an dem es schreiend notwendig geworden wäre, den Schicksalslauf anzuhalten, an dem es jedoch nicht mehr möglich war. In dem Augenblick, als er auf den Lastwagen kletterte, der ihn und die anderen auf das Kasernengelände brachte, war schon alles besiegelt.

„Und was wird jetzt sein, nachdem sie den Jungen umgebracht haben?“, sagte Tony.

„Ich weiß nicht. In beiden Clans gibt es wieder Heißsporne, sollte man nicht für möglich halten, aber es ist so. Das Ganze passt nicht mehr in unsere Zeit, aber es kann schon sein, dass wieder eine Kette von Gewalt geknüpft wird, hin und her, wie in alten Zeiten. Sinnlos. Um jeden Einzelnen der auf diese Weise umkommt, ist es schade. Aber solange nicht klar ist, dass es ein Unfall war und die anderen vermuten, dass er getötet worden ist, und niemand anderer als Täter in Frage kommt oder sich dazu bekennt, scheint sich das Unheil abzuzeichnen.“

Tony holte ein Päckchen Zigaretten aus seiner Jacke und hielt es Fernand hin. Sie zündeten sich eine Zigarette an und bliesen den Rauch in die Luft.

„Die Menschen sind auch sonst eigenartig hier“, sagte Tony. „Unduldsam und voreingenommen und stur. Ich bin hier aufgewachsen. Auch wenn ich lange weg war, viele kenne ich noch und sie kennen mich. Aber sie tun so, als würden sie mich nicht kennen. Sie drehen sich weg, wenn sie mir begegnen.“

Fernand nickte langsam, ohne den Blick vom Wasser zu wenden.

„Mir ist das auch schon aufgefallen, wenn wir zusammen irgendwo sitzen. Ich denke, du bist für sie

ein wenig exotisch. Ein Fremder, Unbekannter. Du warst nicht in der Stadt, hast hier kein Geschäft betrieben, hast nicht eingekauft, bist keine Bindungen eingegangen. Irgendwie, meine ich, haben sie auch ein bisschen Angst vor dir. Was du genau gemacht hast und wo du warst, wissen sie nicht. Plötzlich warst du wieder da.“

„Ich war ja nicht im Gefängnis. Alle wissen, dass ich beim Militär war. Aber wahrscheinlich ist das etwas, womit die gute Gesellschaft von Bonifacio nichts zu tun haben möchte.“

„Nein, Jerome, mein Freund. Da irrst du dich. Es gibt keine gute Gesellschaft von Bonifacio. Und schon gar keine feine Gesellschaft. Schau sie dir an, sie kommen alle aus Familien von Fischern, Bauern, Seeleuten, kleinen Gewerbetreibenden, Wirten, die jetzt mit den Touristen ein bisschen mehr Geschäft machen. Hier gibt es keine feine Gesellschaft. Das ist es gerade. Je niedriger der Stand, je unklarer die eigene Herkunft und je weniger man mit ihr zu tun haben will, desto mehr wird Wert darauf gelegt, was man erreicht hat, und umso mehr will man sich gegenüber anderen abgrenzen. Wenn man es gerade aus einer Generation von Ziegenhirten in die Stadt geschafft hat und vielleicht einen Friseurladen oder ein Gemüsegeschäft hat, ist es umso gefährlicher, einen Legionär zu kennen oder gar mit ihm befreundet zu sein. Die Leute haben von deinem Leben keine Ahnung. Sie wissen nichts von dir. Da gibt es Gerüchte und Geschichten, die irgendwer irgendwem erzählt, die aufgebauscht und dramatisiert werden, sie malen sich irgendeinen Unsinn aus, und je unheimlicher das alles in ihrer Phantasie wird, desto sicherer fühlen sie sich in ihrer eigenen Welt. Sie

reden nicht mit dir, weil sie gar nichts wissen wollen. Daher wissen sie nicht, dass Weiß manchmal Schwarz und Schwarz in Wahrheit oft Weiß ist.“

„Du kennst sie gut, Fernand.“

„Ich kenne viele, die meisten hier. Ich habe mein ganzes Leben lang für viele von ihnen die Buchhaltung ihrer kleinen Geschäfte gemacht. Für die Handwerker und Gastwirte und die Kaufleute. Ich habe gewusst, wenn sie heirateten, und wo das Geld war, wenn sie sich scheiden ließen. Wer für irgendein Kind nach Frankreich Geld schickte, oder nach Calvi oder nach Ajaccio.“

Tatsächlich war das schmale Haus in der Stadt, in dem Fernand sein Büro voll Aktenschränken bis unter die Decke und Stapeln von Papieren und Belegen hatte, zwischen denen sich seine schweigsame Gehilfin geräuschlos bewegte und zu jedem Klienten den Schrank, den Ordner und den Stapel wusste, und in dessen Obergeschoss er wohnte, so etwas wie der Angelpunkt der Stadt. Dort gingen die Informationen der Stadtbewohner und Klienten ein und in dem Umfang und in der Art, wie Fernand sie für richtig befand, hinaus, an die Finanzbehörde und andere Ämter, die Stadtverwaltung und an Bewohner der Stadt, soweit Fernand dies für richtig befand. Er kannte fast alle Bewohner der Stadt, ihre Geschäfte, ihre Erfolge und ihr Scheitern, die Hoffnungen, die sie sich machten und wusste, bevor sie sich zerschlugen, dass sie sich zerschlagen würden. So kannte er die Geschichte von Hugo, der eines Tages bei ihm im Büro schweigend auf die Zahlen sah, welche Fernand ihm vorgelegt hatte, den in Ziffern gefassten Niedergang seiner kleinen Immobilienkanzlei, zu denen Hugo nach einer Weile sagte: „Dann werde ich wohl

nicht weitermachen können“ und Fernand erwiderte „wenn kein Wunder geschieht, nein“. Und er kannte die Geschichte von Claire, der Besitzerin des Souvenirladens an der Montée de Rastello, deren Preise für ihre kleinen, unnötigen Waren viel zu niedrig waren und deren Kundschaft viel zu selten den Laden betrat, um Claire und dem Mädchen, das im Laden verkaufte, ein Auskommen zu sichern. Und er konnte sich an den Tag erinnern, als Hugo ihn auf der Straße anhielt.

„Fernand, kannst du dich erinnern, wie du mir sagtest, nur ein Wunder könne mich retten? Weißt du noch? Es ist geschehen, das Wunder ist geschehen! Du kennst doch Claire, die den Laden an der Treppe in die Oberstadt hat. Wir werden heiraten, Fernand, stell dir vor! Es wird alles gut werden. Sie ist in der besten Lage der Stadt und hat viele Kontakte und kennt so viele Leute, und dann kommen viele Fremde zu ihr, so ein Geschäft ist der reine Marktplatz, wie ein Friseurladen. Ein Wort gibt das andere und bringt die Leute zusammen. Es wird alles gut werden, Fernand!“

So war es nicht überraschend, dass wenige Tage später Claire bei Fernand im Büro erschien und sich mit einem freudestrahlenden Lächeln auf dem Fauteuil vor seinem Schreibtisch, dem Stuhl der Wahrheit, wie Fernand ihn insgeheim nannte, niederließ.

„Es wird alles gut werden, Fernand“, sagte sie. „Du kennst den Immobilienmakler, Hugo. Er ist ein so ein feiner, kultivierter Mann und wir haben, nun, wir sind ein Paar, Fernand, stell dir vor. Nicht nur, dass ich übergücklich bin, ich brauche auch keine Sorgen mehr wegen der Zukunft zu haben. Ich werde abgesichert sein. Fernand, ich kann es noch gar nicht fassen.“

Fernand sagte nichts. Er hörte dem einen zu und der anderen, und schwieg, abgesehen von den üblichen Glückwunschkloßkeln. Dann kam die Hochzeit, mit vielen Gästen und in der Atmosphäre, die gewöhnlich herrscht, wenn ein nicht mehr junges Paar heiratet, verhalten und sachlich, alle Hochzeitsgäste mit der Lebensgeschichte beider Brautleute vertraut. Und Fernand wartete. Er machte die Buchhaltung und die Steuererklärungen für Hugo und Claire, und wartete. Doch es geschah nichts. Weder Claire, noch Hugo kamen, um ihr Herz auszuschütten. Als sie nach der Hochzeit feststellten, dass jeder von ihnen, nicht nur, aber doch auch, erwartet hatte, sich mit der Hilfe des anderen zu sanieren und diese Erwartungen wie Seifenblasen zerplatzt waren, waren sie einander sozusagen noch inniger in die Arme gefallen und blieben um so unverrückbarer zusammen, unverbrüchlich und in tiefer Zuneigung, ja, Liebe, dachte Fernand, wenn es so etwas gibt. Als wäre ihnen ein Stein vom Herzen gefallen, dass sich die finanziellen Gründe in Luft aufgelöst hatten. Er verfolgte das Schicksal der beiden in den folgenden Jahren und stellte fest, dass sie einander Gefährten zu allen Zeiten waren.

Das Büro von Fernand war schon lange geschlossen und ihn fand man im Café oder auf der Place Bir-Hakeim, wo er mit den ehemaligen Klienten freundliche Worte wechselte und deren Kindern und Enkeln nachsah. Allein, aber nicht einsam und zufrieden.

So saßen sie beisammen. Fernand, der ruhige, mit sich selbst im Gleichgewicht befindliche, grauhaarige Mann mit den kohlschwarzen Augen, der sein Leben unter Kontrolle hatte, wie früher seine Zahlenkolonnen, und Tony, den manche Jerome nannten, dessen Leben aus Augenblicken und Episoden ohne Zusam-

menhang bestand, an den ewig gleichbleibenden, immer wiederkehrenden Schauplätzen in der Stadt. Episoden, die aneinandergereiht, keine Geschichte ergaben.

Das Paar saß im Zimmer, die Frau beim Tisch und der Mann auf einem Stuhl an der Wand. Sie sahen vor sich hin, als warteten sie auf etwas, als würde gleich etwas geschehen aber nichts geschah, und nichts war geschehen in den letzten Jahren, nichts war geschehen in all den Jahren, in denen sie gewartet hatten oder auch nur einfach dagesessen waren und gar nichts erwartet hatten, nichts zu erwarten hatten, bis heute. Sie waren in sich gekehrt, den Rücken steif gegen die Lehne ihrer Stühle gedrückt. Jeder Satz hing wie eine Last über dem Raum, schwer, einsam und gefährlich, in bleigefassten Worten.

„Wo ist der Junge?“, sagte der Vater.

„Er ist gegangen“, sagte die Mutter. „Wie er gesagt hat.“

„Er hat mir nichts gesagt“, sagte der Vater.

„Zu mir hat er es gesagt“, sagte die Mutter.

„Aber zu mir hat er nichts gesagt“, sagte der Vater.

„Und warum ist er gegangen?“

„Ich weiß es nicht“, sagte die Mutter. „Er wollte fort von hier.“

„Er hat dort nichts zu schaffen“, sagte der Vater.

„Das sind keine guten Leute. Er wird es bereuen.“

„Ich hoffe, er kommt gesund zurück“, sagte die Mutter.

Sie saßen da wie geschnitzte Holzfiguren und schwiegen. Der alte Mann betrachtete seine rissigen Fingernägel und die Hände, über die sich jahrzehntealte Narben vom Werkzeug zogen.

„Er war immer so stur. Tat nur das, was ihm einfiel. Hörte auf kein Wort. Ich hätte ihn unterbringen können in der Arbeit. Der Patron ist ein feiner Mensch, der hätte ihn schon eingestellt. Aber das wollte er ja nicht. Wollte kein Zimmermann sein“, sagte der Vater. „Ich habe nie gewusst, was in seinem Kopf so vor sich ging.“

„Ich hoffe nur, dass er gesund zurückkommt“, sagte die Mutter. „Ausgerechnet dorthin geht er. Ich weiß nicht, was ihm eingefallen ist. Wer weiß, wo die ihn hinschicken. Was hat er dort verloren?“

„Ich habe nie gewusst, was in ihm vorgegangen ist.“

„Er hat nie darüber gesprochen, was er für Pläne hat, was er vorhat, was werden soll. Nie. Immer so in sich gekehrt. Gar nicht so wie die Jungen in seinem Alter. Immer nur raus, weg von hier. Ich hoffe, dass er heil zurückkommt.“

„Er hat gar nichts gesagt.“

„Er hat gesagt, grüß Vater von mir, als er ging.“

„Grüß Vater von mir! Als wäre das eine Verabschiedung, wenn man in den ...“

„Hör auf! Ich hoffe, er kommt gesund zurück.“

„Wer dorthin geht, muss wissen, dass er auch in den Tod gehen kann. Die wissen das alle.“

„Hör auf! Ich bitte dich!“ Die Mutter begann zu weinen, leise und fast unsichtbar, nicht ein Weinen, das sich die Bahn nach außen bricht und sich der Welt mitteilt, sondern nach innen, in sich hinein, in ihrem Körper eingeschlossen, als dürfte sie es nicht zeigen, als wäre das Leid mit dem Sohn nichts, was andere sehen dürften, sondern etwas, was sie, die Mutter, nur mit sich alleine abmachen könnte.

Rainer Handl, mit altösterreichischen Wurzeln – Großvater väterlicherseits, Josef, Postadjunkt in Weitra, Theaterdirektor und Kinobesitzer, Großmutter väterlicherseits, Amalie, Gastwirtstochter aus dem Wallfahrtsort Maria Enzersdorf bei Wien, Großvater mütterlicherseits, Ignaz von Veegh, aus Veszprim, Ungarn, Major in der k.u.k. Armee, Großmutter mütterlicherseits, Maria, aus einer Salzburger Gastronomendynastie, Vater Dr. Josef Handl, Jurist in Wien, Mutter Herta Veegh, Krankenschwester – als jüngerer zweier Brüder 1952 geboren und in Maria Enzersdorf aufgewachsen, verheiratet mit Claudia, aus Hannover, Advokat in Wien, vier Kinder, mit der bildenden Kunst verbunden, von der Rohrfederzeichnung bis zur Radierung, seit seinem 18. Lebensjahr schreibend, jedoch spät zur Veröffentlichung literarischer Texte entschlossen, beschreibt den bunten Tanz des Lebens, der in den alltäglichen Situationen die ewigen Fragen der menschlichen Existenz aufwirft.

Bisher im *Verlag Bibliothek der Provinz* erschienen:

Der Reiber und andere Erzählungen, 18 €, ISBN 978 3 99028 209 0

Eine Frage der Schuld. Roman, 15 €, ISBN 978 3 99028 492 6

Verlag Bibliothek der Provinz

Literatur, Kunst und Musikalien